

Sprache und Mysterium
in Patrick Roths
„Riverside“ –
Wolfgang Bergsdorf
zum 70. Geburtstag

„Worte waren das nicht, sondern Taten“

Rita Anna Tüpper

In der menschlichen Kommunikation hat das Schweigen dieselbe Bedeutung wie die Pause in der Musik: Sie macht den Nachklang der Töne vernehmbar, sie ist kreierendes Element der Melodie, sie bildet die Spannung des Rhythmus. Erst das Nicht-Gesagte, die Stille, das Atmen zwischen den Zeilen geben dem Ausgesprochenen wie dem Geschriebenen Gewicht, bilden mit ihm gemeinsam so etwas wie Bedeutung, deuten erst und nur so auf das andere, außer ihm Liegende, auf das sich der Sprecher bezieht und auf das hin er die Aufmerksamkeit seines Zuhörers oder Lesers lenken will. Das Bewusstsein dieser Dialektik scheint in der Informationsflut der Gegenwart unterzugehen, die viele überrollt, weil in ihr eben jenes Wissen konstituierende Element der Informationsaufnahme und Verarbeitung, des Bedenkens, Abwägens, des Beziehens auf sich selbst, auf Erfahrung und Vorwissen nicht mehr mitgegeben ist. Ein so begriffenes Zuhören muss vom Rezipienten erst selbsttätig vollzogen werden, um die „Wut des Verstehens“ (Friedrich Nietzsche) zu mildern. Die hierzu notwendige Fähigkeit zur Stille ist eine seltener werdende Kompetenz, die den häufig so erlebten Automatismus netzgestützter Allpräsenz und ebensolchen Allwissens und den Zwang zur Dauerkommunikation in einen souveränen Umgang freier Menschen mit ihren selbst geschaffenen Medien überführen könnte. Sie steht in Verbindung mit der Tugend der Besonnenheit und korrespondiert in besonderer Weise mit

der Person Wolfgang Bergsdorfs – nicht allein insofern, als sein wissenschaftliches Werk, seine journalistischen Texte und seine politische Sprachkunst wesentliche Grundzüge der Kommunikation und der sie stützenden Medien zeichnen, sondern als er *in personam* ein zuhörendes und verstehendes Schweigen verkörpert. Seine stoische Betrachtung, verbunden mit teilweise auf lakonisches Maß reduzierten Äußerungen, hat schon manchen bei der ersten Begegnung verunsichert – seinem vertrauten Umfeld wohl mehr als ihm selbst bemerkbar. Diese Irritation angesichts des ungewöhnlichen „Nie-über-etwas-hinwegreden-Müssens“, das Wolfgang Bergsdorf eine überlegene Souveränität und Autorität verleiht, ist verständlich, spürt das Gegenüber doch, dass hier ein Mensch, seine eigenen Äußerungen auf ein Minimum reduzierend, zwischen den Zeilen und Gesten liest, ja ihn, sein Gegenüber, vielleicht deutlicher als gewohnt zu erkennen versteht. Genau dieses aber hat ihm auch so umfassendes Vertrauen eingebracht, das ihn zum allseits geschätzten Gesprächspartner macht.

„Die Sprache ist nur das Zuschlagen der Tür“

Die Hinwendung zur Kommunikation ist in der Person Wolfgang Bergsdorfs also eine zum Gesagten wie zum Unausgesprochenen und schließlich zum Unausprechlichen, der ontologischen Pause im Faktischen, das sich allein in Religion und Kunst erschließen kann: Das Verstehen der Verständigung basiert auf der Aner-

kennung des Mysteriums, in welches der Mensch gestellt ist.

„Die Sprache in ihrer Verspätetheit ist nur das Zuschlagen der Tür, die hinter den Zuspätgekommenen mit Gewalt zuschlägt und ihnen den Eindruck gibt, ‚alles sei noch im Geschehen‘, denn alles bewegt sich noch, alles wird vom Türschlag noch gerüttelt. Aber der Türschlag ist nur das wenige an Kraft, das dem Verspätetsein der Sprache übrig bleibt, die Illusion eines ‚Du bist jetzt und hier‘ wiederzugeben. Das Problem ist also: Wie lasse ich Sprache ‚gleichzeitig‘ werden? Und gleichzeitig muss sie sein, wenn sie an die Kraft der Erfahrung kommen soll“ – so der 1953 in Freiburg geborene und in Los Angeles lebende Schriftsteller Patrick Roth in einem nicht gesendeten Radiointerview vom Februar 1992 im Gespräch mit Rainer Weiss über seine 1991 erschienene Christusnovelle *Riverside*. Im Werk Patrick Roths nimmt diese Novelle eine programmatische Rolle ein, ist sie doch der Auftakt seines Hauptwerkes, der Christustrilogie *Resurrection*, zu dem 1993 *Johnny Shines oder die Wiedererweckung der Toten* und 1996 *Corpus Christi* hinzutreten. Mehr noch: Während die beiden späteren Werke Totenerweckung und Auferstehung zum Inhalt haben, der sich wesentlich im Ringen der handelnden und leidenden Personen zwischen Glauben und Unglauben entfaltet und wie in einer narrativ-hermeneutischen Spirale immer tiefer in den mystischen Kern der Bibelgeschichten eindringt, zielt *Riverside* auf die Frage der Vermittlung: Das zentrale Ereignis der Erzählung ist eine Krankenheilung, die aber im Verborgenen blieb. Entlang ihrer Geschichte diskutieren die Protagonisten immer wieder die Frage der problematischen Wiedergabe des Geschehens einerseits in der geschriebenen, andererseits in der gesprochenen Sprache. Dabei offenbart sich die Sprachkritik nicht nur als bibelexegetischer Hinweis auf die Schwierigkeit der

Verschriftlichung des Wirkens Jesu, sondern allmählich auch als ein Aspekt der umfassenderen Frage nach „Kommunikation“, nach wahren Austausch und seiner Fassbarkeit, nach dem Zusammenbringen und Einschließen des Ausgeschlossenen, Aussätzigen, nach Berührung, in der das Geheimnis der Heilung verborgen ist.

Neben den programmatischen Vorlesungen *Zur Stadt am Meer* und *Im Tal der Schatten* treten in *Riverside* die Intention und das Selbstverständnis des Autors am deutlichsten hervor. Im Begriff des Flussufers verbindet sich Festes und Fließendes. Roth beschreibt so die Spannung des Erkenntnis- und Schreibprozesses, in dem sich die Dialogpartner Diastasimos, der befragte Zeuge einer Jesusbegegnung, sowie Andreas und Tabreas als fragende Jesuanhänger einige Jahre nach dessen Tod befinden. Diastasimos, griechisch: der In-sich-Entzweite, berichtet von seinem Erlebnis und steigt so gewissermaßen – mittels des Berichtes – aus dem Fluss der Ereignisse an das Ufer der Sprache.

Die hörende Höhle

Der Ort des – jetzt sprachlichen – Geschehens ist bezeichnenderweise eine Höhle, deren Bedeutung als Metapher durch ein von Jesus selbst erzähltes Höhlengleichnis im zweiten Kapitel zusätzlich unterstrichen wird. Dieses unterläuft die Erzählung der *Poleteia*, doch in Diastasimos' Höhle finden sich noch die Reste des platonischen Feuerbildes: Glut, „zwanzig Schritte in die Sicherheit ihres dunklen Überhangs hinein“. Draußen aber wartet nicht die Sonne der reinen Erkenntnis: „... es hört Regen die Höhle“. Das Wasser, die noch wärmende, aber nicht mehr erhellende Kraft der Glut und die Präsenz des Akustischen – verstärkt noch durch ein Donnerrollen der Eingangsszene – verweisen von Beginn an auf die seelische Dimension des Geschehens, die dem Hören per se näher ist, als dem Sehen.

Visuelle Zeichen treten nur dunkel und verhüllt auf. Dem Intellekt – bei Platon auf den verschiedenen Ebenen des Verstehens und der Vernunft durch Feuer-schein und Sonnenlicht repräsentiert – scheint diese Dimension weitgehend entzogen. Neben der Höhle führt Patrick Roth gleich zu Beginn ein weiteres, zugleich alttestamentarisches wie philosophiegeschichtlich bedeutsames Symbol ein: die Leiter, die der alte, mit Lumpen verummte Diastasimos, schweren Schrittes aus der Höhle kommend, hinter sich herzieht; er lehnt sie an die Höhlenwand, um oberhalb seiner Körperhöhe ein einfaches Männergewand an einem Nagel aufzuhängen.

Jakobs und Wittgensteins Leiter

Eine Beziehung zur Leiter als Verbindung zwischen Himmel und Erde, auf der die Engel auf- und absteigen und die Jakob laut Genesis 28,11 im Traum erblickt, ist an dieser Stelle ebenso möglich wie eine Assoziation zur berühmten Vorrede zum *Tractatus Logico-Philosophicus*. In dieser fordert Ludwig Wittgenstein seine Leser auf, seinen Text als Leiter zu betrachten, die nach Erfüllung ihres Zweckes, der Erreichung der neuen Erkenntnisebene, umgestoßen, also als bedeutungslos betrachtet werden kann. Roths Novelle mag den Inhalt beider Bilder miteinander verschmelzen, führt doch der Wittgenstein'sche *Tractat* auf die durchaus mit mystischen Konnotationen versehene Einsicht hin, dass man schweigen müsse, worüber man nicht reden könne. Die Sprache als Erkenntnisleiter findet ihr Ende dort, wo die Jakobsleiter in die himmlische Sphäre eintritt. Der Himmel zeigt im Verlauf der Novelle sein irdisches Gesicht: Diastasimos zieht die Leiter, bevor er sie ihrer erwarteten Bestimmung zuführt, über die Erde: „Kommt schweren Schritts und zieht eine Leiter, langsam, beschwerlich, die, rückengetragen, im langen End kauzig-rauh nach-

schleift, als sei sie Last nur am Mann, am Boden aber schon Pflug. Als gälte es, aus dem trocken-brüchigen Lehm heute noch Ernte zu ziehen, eigensinnigerweise.“ Die Sprache wird im Bild der Leiter also nicht allein als begrenztes Erkenntnisinstrument angesprochen, sondern darüber hinaus als Werkzeug, das die Erde als bloße, tote Materie erst fruchtbar macht (gemäß der späteren Wittgenstein-Maxime, dass die Bedeutung der Sprache in ihrem Gebrauch bestehe). Das aber geschieht in Diastasimos' Rücken und unwillentlich – ihre „Pflug-Funktion“ ist die noch unbewusste Seite der Sprachverwendung des Sprechenden. Ebendies setzt sich im Folgenden um: Diastasimos macht sein Erlebnis, seine Begegnung mit Jesus fruchtbar, indem er sie – zunächst höchst widerwillig – mitzuteilen beginnt.

„Gebt mir den Mensch zu lesen“

Der Prozess der Mitteilung geht von seinem Gegenteil, dem Drang nach einem Versteck, der Furcht vor unverhüllter Präsenz, aus, wie die beiden Epigrafe der Novelle unterstreichen. Diastasimos versteckt sich, konzentrierte Abwesenheit heuchelnd, hinter der Feuerstelle, als Andreas und Tabeas in die Höhle eintreten, „naßquerend die Ackerfurchen der Leiter“. Er sucht sie zu ignorieren, doch das von ihren Gewändern tropfende Regenwasser bildet ein kleines Bächlein, das zur Feuerstelle rinnt, dort aufzischt und so eine erste auch lauthafte Verbindung der Personen herstellt, noch vor jeder Ansprache. Das Gespräch selbst, in dem sich die weitere Novelle vollzieht, schleppt sich zunächst dahin, da Diastasimos seinen Widerwillen kundtut, überhaupt in Kontakt zu kommen, und mit seinem Hohn gegen all jene, die ihn vermeintlich für verrückt halten, nicht hinter dem Berg hält. In einem provokativen Dialog, den der als unheilbar krank geltende Alte abwechselnd mit Andreas und Tabeas führt, erfährt er vom Auftrag der beiden: Für

Thomas sollen sie festhalten und aufschreiben, was Jesus bei einer lange vergangenen Begegnung mit Diastasimos gesagt und getan hat. Daraufhin herrscht er sie an: „Kommt aber nicht, *mich* zu bekehren, das sage ich euch. Denn warum soll ich auf die Seite von Schreibern gehen, die ihre Predigt nicht in Fleisch und Blut geschrieben finden, sondern in Tintenstrichen auf Papier? Gebt mir den *Mensch* zu lesen, wenn ihr Menschen lesen wollt.“

Ein Streit keimt auf, und gegenseitige Beleidigungen führen fast zum Abbruch des Gespräches, doch gerade da, kurz nach dem verbalen Rauswurf aus der Höhle, heißt Diastasimos sie zu bleiben und beginnt eine Debatte über das Bild des strafenden Gottes, an den Tabreas und Andreas seiner Meinung nach noch glauben. Der Aussatz des vermeintlich Kranken, den sie für ungläubig halten (im Gegensatz zu ihrem eigentlich ungläubigen, auf Beweis bedachten Auftraggeber), gelte ihnen – so meint Diastasimos – als Beweis göttlicher Strafe. Dieser Streit aber bringt die Wende: „Denn wenigstens gabst du von dir und ehrlich, als du aufführst gegen meine Worte. Ich hatte indessen – so fühlte sich das an – ein Stückchen Fleisch und Blut von dir in meiner Hand. So soll es gehen zwischen uns. So soll geredet sein.“

Nun erst, da klargestellt ist, dass nicht belehrt oder beschrieben, sondern die Rede Ausdruck innerster Gefühle sein soll, beginnt Diastasimos seine Geschichte zu erzählen. Er gibt sich als Vater zweier Söhne zu erkennen, die er plötzlich verlassen hat, als seine Krankheit ausbrach, ein Aussatz, den er mit einem Mal im spiegelglatten Wasser erkannte, als er eines Morgens seine Sichel wusch.

Als Diastasimos aber seine damaligen inneren Qualen bei der Frage nach einer möglichen Bestrafung Gottes durch die Krankheit schildert, drängen Andreas und Tabreas ihn, endlich zum Bericht über

Jesus zu kommen, was ihn erneut erbost: „Soll ich vom Sohn erzählen, bevor ich bei dem Vater Gnade such?“ Die beiden Zuhörer fügen sich nun in seine Geschichte und lassen von ihrem Interesse, der Berichterstattung über Jesus, ab; sie wollen jetzt wissen, ob er damals gleich in die Wildnis gezogen sei.

Dem Massaker entkommen

Diastasimos aber gibt zu: „Ich kam nicht gleich hierher. Ich wollte nach Jerusalem, zu *euch*, euch Menschen ... versteht ihr?“ Hier folgt nun die Beschreibung des Tempelmassakers aus dem Jahre 28. Mit zwei Opfertauben war er – als Aussätziger unerlaubterweise – damals zum Tempelberg gegangen, als eine Unruhe die Menschenmassen in Wallung brachte. Er stößt gegen einen Mann; im Blickkontakt erschrecken beide, die sich als solche erkennen, die etwas zu verbergen haben. Nur wenig später wird klar, dass dieser unter seinem Umhang Schwert und Geißel versteckt hatte, sie jetzt hervorholt und in die Menge schlägt: Pilatus hatte Mörder beauftragt, sich in jüdischer Verkleidung unters Volk zu mischen, um den Protest zu ersticken. Nach einigen sinnlosen Versuchen, der Situation zu entkommen, schlägt der Römer mit der Geißel auf ihn ein. Sein Kleid zerreißt und gibt die von Aussatz übersäte Haut frei. Erschrocken weicht der Angreifer zurück, um dann erneut mit dem Schwert anzugreifen – sein Hieb trifft aber nur die Tauben vor Diastasimos' Brust, und er attackiert mit doppelter Kraft und Wut schreien den Nächsten.

Seit diesem Massaker galt Diastasimos seiner Verwandtschaft, die von seinem Besuch des Tempelberges wusste, als tot, und er zog sich in die Einsamkeit zurück. Von Andreas und Tabreas heißt es nach dieser Erzählung am Ende des ersten Kapitels: „Sie schwiegen.“

Im zweiten Kapitel endlich erzählt Diastasimos von seiner Begegnung mit

Jesus, der mit seinen Jüngern wenige Tage vor dem Passahfest von Jericho nach Jerusalem unterwegs war, immer wieder unterbrochen von Diskussionen darüber, wie das Geschehene und was im Detail aufzuschreiben sei und ob diese Notizen dann den Kern des Geschehens überhaupt wiedergeben.

Begegnung mit Jesus

„Ihr seid, die ihr aufschreiben wollt, in euren Berichten schon wieder an mir vorbei, viel zu schnell.“ Johannes und Judas begegnen Diastasimos zuerst und geben dann den Blick auf Jesus frei, der ihm vor seiner Höhle im staubigen Kleid, schwitzend und hustend entgegentritt. „Aber unter schwarz strähnig verklebter Stirn seine Augen: die sahen auf mich und kamen ruhig zu den meinen. Und ich war ausgewichen bis hierhin, und nicht weiter.“ Diastasimos versucht nun zu vermitteln, mit welchen Worten und in welchem Tonfall er genau den Judas gefragt habe, was sie wollten. In der Wiedergabe erscheint ihm das „Also“ in der Frage „Also, was wollt ihr?“ besonders bedeutend, da es den Unwillen unterstreiche. Auch legt er Wert darauf, die Positionierung der Personen in der Gesamtszene und ihre Bewegungsabläufe zu beschreiben.

Hier gibt Patrick Roth die Rolle zu erkennen, die die drehbuchähnlich genauen Ausleuchtungen der Szenerien in seinem ohnehin eng mit dem Film verbundenen Werk haben: Nur so ist es möglich, die Verspätung der Sprache empfindend einzuholen, den Kern des Geschehens wieder lebendig werden zu lassen. Dies gilt insbesondere für Ereignisse, die sich nicht sprachlich vollziehen und denen von höchster Mitteilsamkeit sind.

Auf die Frage des Andreas, was der Meister gesagt habe, antwortet Diastasimos: „Hier musst du wissen, dass er gar nichts gesagt, lieber Andreas. Ich weiß nicht, wie ihr das in Schrift fassen wollt. Er war einfach still.“ Jesus habe ihn, den Aus-

sätzigen, schildert er weiter, an der Schulter gefasst und sei damit „eingebrochen“ in ihn, als sage er in einer einzigen Bewegung, dass er, Diastasimos, ein Tor sei und er, Jesus, gekommen, um ihn von seiner Krankheit zu erlösen. Tabeas will wissen: „Das hat er gesagt?“, worauf Diastasimos antwortet: „Das war *das!*“ Er wiederholt das Anpacken der Schulter und erklärt: „Worte waren das nicht, sondern Taten. Das musst du festhalten, Tabeas.“

In der Begegnung entwindet sich Diastasimos Jesus aber dann, weil sein Körper unrein sei und jener Gott, den Jesus seinen Vater nennt, ihn nicht wolle. Jetzt redet Jesus doch und heißt ihn, sich nicht ihm selbst zu zeigen, sondern jenem, „mit dem du’s geteilt. Geh zu ihm, laß dich heilen.“ Und etwas später: „Der mit dir geteilt, der ist in dir. Mit ihm teilst du dich.“ Der Begriff des Teilens verschmilzt hier Mitempfinden und Mitteilen und dringt so auf die tiefste Ebene menschlicher Kommunikation vor, die eine transformierende Rückwirkung auf das Ich hat: Es tritt selbst gewissermaßen auseinander und kann sich nun von außen beobachten. In der direkten Begegnung mit Jesus bleibt Diastasimos widerständig, da er vom Bild des strafenden Gottes immer noch beherrscht wird. Jesus zieht mit seinen Jüngern weiter nach Bethanien, nachdem – so erzählt Diastasimos – er ihn vor jenen gewarnt hat, die, an einem Feuer lagernd, darauf warten, ihn gefangen nehmen zu können.

Andreas und Tabeas halten seinen Bericht nun für vollständig und wollen aufbrechen. Da hält Diastasimos sie mit Provokationen zurück, und sie geraten erneut in Streitereien. Er fordert sie auf, ihn zu heilen, wenn sie tatsächlich an Jesus glauben, anderenfalls seien sie nur „göttliche Schwächlinge“. So hält er sie im Gespräch fest.

Im dritten Kapitel öffnet eine erneute Rückblende den Blick auf das weitere Geschehen, das Diastasimos, Jesus heimlich

folgend, aus sicherer Distanz beobachtet hatte.

Umarmung von Peiniger und Gepeinigtem

Die Gruppe der Jünger hatte sich zum Schutz vor Gefangennahme geteilt, nur Johannes und Judas gingen gemeinsam mit Jesus, der ihren Knecht darstellen sollte, um unerkannt zu belieben. Sie werden aber von den Römern zur Rede gestellt, und ihr Geheimnis droht entdeckt zu werden, da entreißt Judas dem Hauptmann seine Geißel und schlägt auf den gebeugten und unter einer schweren Holzlast taumelnden Jesus ein, um so die falsche Identität seines Herrn glaubhaft zu machen: Jeder sollte sehen, dass es sich tatsächlich um einen Sklaven, nicht aber um seinen Herrn handelt. Die aufgerissenen Lumpen lassen jetzt erkennen, dass Jesus selbst vom Aussatz befallen ist – der beobachtende Diastasimos sieht sich nun selbst in ihm. Der Hauptmann entpuppt sich als sein früherer Peiniger, der augenblicklich versteht, „wie er getan und was er vergessen“. Er schreitet auf Jesus zu, richtet ihn auf und umarmt ihn.

Erst die Distanz in der Beobachtung der anderen, machen Selbsterkenntnis und eine Wandlung des Täters möglich.

Heilung des Diastasimos

„[...] und tief fuhr da in mich, wie deren Arme ineinander waren gefahren: *diese* Umarmung, die eine und einzige, wahre.“ Eben durch diese indirekte Beobachtung, in der sich erst die Berührung durch Jesus, wenn auch nur in der Betrachtung, vollendet, wird Diastasimos vom Aussatz geheilt: „Und sah, was ich erfahrend in eins geglaubt, dass die Umarmung des Hauptmanns mich reinigte, und dass der so-umarmt-Wiederumarmende dem Soldaten vergab, und der Knechtgott mir dadurch bewies, wie wir fernhin heilen und fernhin geheiligt werden durch solche Umarmung, auch wider Willen.“

Die Betrachtung von Reue und Vergebung in den anderen handelnden Personen, mit denen Diastasimos sein eigenes Erleben identifiziert, bewirkt die Genesung. Er präfiguriert damit die Rolle des Lesers, Zuschauers, Betrachters gegenüber einem Heilszeugnis ablegenden Werk.

Mit der Heilung von seiner körperlichen Krankheit durch das Ansehen einer Umarmung, die zu ihm „klar gesprochen“ hatte, ist jedoch Diastasimos' Einsamkeit noch nicht aufgehoben. Dies ereignet sich erst im vierten und letzten Kapitel, in dem Diastasimos den Andreas bittet, sein Kleid von jenem Nagel zu nehmen, den er zu Beginn mithilfe der Leiter eingeschlagen hatte. Dieser folgt der Bitte, erkennt aber im Hochspringen nach dem Kleidungsstück eine wohlvertraute Bewegung aus Kindertagen wieder, als er seinem inzwischen tot geglaubten Vater auf gleiche Weise half.

Riverside endet mit der plötzlichen Erkenntnis, dass Diastasimos der Vater des Andreas und seines Bruders Tabéas ist. Indem er selbst die Rolle des Vaters wieder annimmt, muss er gegen den göttlichen Vater nicht mehr revoltieren und kann in seiner eigenen Haltung eine Selbstbestrafung erkennen. Der strafende Impuls war keineswegs von Gott ausgegangen. Erst das ehrliche Gespräch hat die Verbindung der Personen wieder hergestellt; so ist die Sprache nicht als Leiter zu vermeintlich höherer Erkenntnis und Totengräberin des lebendigen Geschehens genutzt worden, sondern als Pflug, der die Erde für neue Saat vorbereitet und ihre Fruchtbarkeit bewirkt.

Diastasimos wäscht am Schluss die Sichel erneut; er hofft also nach dem ‚Leiterpflügen‘ auf Ernte, die dem Sprechen und Schweigen aus Fleisch und Blut erwachsen ist – ein Weg und Wahrheit suchendes Sprechen, das Patrick Roth gleichsam tief zwischen den Zeilen des Neuen Testaments gehört und niedergeschrieben hat.